

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der DEFA-Stiftung,  
liebe Freunde und Kollegen!

Es geschah selten in den vergangenen Jahren, dass mir die Rede zu dieser festlichen und doch auch fröhlichen Preisverleihung so schwer fiel wie dieses Mal. Die Ereignisse, die vor einer Woche die französische Hauptstadt erschütterten, die Spirale von Gewalt und Gegengewalt, in der die Welt derzeit gefangen zu sein scheint, mit wenig Hoffnung auf eine Lösung, die von Vernunft, Humanität, Weitsicht und Beständigkeit geprägt wäre, die absehbar komplizierten Auswirkungen auf unser Verhältnis gegenüber denen, die in unser Land kommen, oft aus purer Verzweiflung über denselben Terror, der auch uns jetzt einholt, der immer lauter werdende Ruf nach Abschottung und Härte, der nicht nur aus Dresden erklingt – all dies zwingt uns auch dazu, uns mit der Frage zu konfrontieren, welchen Sinn es eigentlich macht, in diesem Umfeld der Erschütterung und Verstörung das Interesse an Jahrzehnte alten Filmen wach zu halten, sie in die Zukunft zu holen, sie immer wieder für ein jüngeres, nachwachsendes Publikum interessant werden zu lassen. Ich rede, unsere tägliche Arbeit betreffend, zwar keineswegs von einer Sinnkrise, das wäre ein zu pathetisches Wort und im Übrigen ganz falsch, aber ich rede sehr wohl von einem Moment des Innehaltens, des Nachdenkens über Werte wie Menschlichkeit und Freundlichkeit und Solidarität. Ich rede von einer Irritation, die vielleicht sogar produktiv sein kann, die produktiv gemacht werden muss.

Mir fällt der Titel eines Filmessays von Alexander Kluge ein: „Der Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit.“ Ja, die „übrige Zeit“, das Gestern und Vorgestern, scheint verschüttet zu werden von den Eilmeldungen des jeweils neuen Tages. Wer braucht in einer zerklüfteten, bedrohten, zerrissenen Welt

die Kunst von einst? Wer braucht jene Gedichte, jene Stücke, Romane und Filme, die für viele jüngere Leute sowieso aus einer längst abgeschlossenen Ära stammen, einer Ära, die so weit entrückt zu sein scheint wie der Dreißigjährige Krieg? Können die künstlerischen Annäherungen an die Verwerfungen und Brüche des vergangenen Jahrhunderts, die Erzählungen vom Glück, die Abrechnungen mit den Verbrechen, die in Filmgeschichten gebündelten Hoffnungen auf eine bessere Zukunft – kann all dies noch Gleichnis sein für die Herausforderungen, die Sorgen und Ängste der Gegenwart? Hat die analoge Welt noch irgendetwas mit der digitalen zu tun? Ich denke: Ja, denn die Wurzeln der einen sind unzweifelhaft auch in der anderen zu finden. „Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen“, schrieb einst William Faulkner, und Christa Wolf setzte diesen Satz an den Anfang ihres großen Romans „Kindheitsmuster“. Das Vergangene ist nicht tot, sondern hinterlässt seine Spuren, an jedem neuen Tag.

Filme können Zeitzeugnis und Parabel zugleich sein. So meine ich schon, dass die Bild gewordene Anklage „Die Mörder sind unter uns“ dazu beitragen kann, über Schuld und über Sühne nachzudenken. Oder die Metapher von den „Schlössern und Katen“, Symbol der Ungerechtigkeit auch unserer Welt. Ein hellsichtiges Soldatendrama der DEFA entlehnte seinen Titel aus der Bibel: „Betrogen bis zum jüngsten Tag“ – ein Gefühl, das in die Gegenwart reicht. Wo ist heute jener „Rat der Götter“ zu verorten, der sich anmaßt, über das Wohl und Wehe der Menschheit zu befinden? Der Allgemeinplatz, dass Kunst uns sensibler, wissender, klüger macht, dass die Beschäftigung mit Kunst auch Welterfahrung bedeuten kann, ist ja durchaus nicht falsch. Filme anderer Art holen uns für ein paar Stunden aus den Anspannungen des Alltags. Und auch das ist vollkommen legitim. Ich mag es, wenn mich Kino an der Kunst des klugen Fabulierens teilhaben lässt, an ästhetischen Entdeckungsreisen, auch,

wenn sie mich mit den Utopien und Irrtümern von einst konfrontiert, nicht zuletzt an jenem Traum eines weltumspannenden Humanismus, den es freilich weder zur Entstehungszeit der Filme gab noch vermutlich jemals geben wird. Alles in allem bin ich mir sicher, dass das filmische Erbe nach wie vor gebraucht und gewünscht wird.

Die DEFA, die Deutsche Film AG, wäre im Mai des kommenden Jahres siebzig Jahre alt geworden. Für uns ein weiterer Anlass, um aus diesem reichen, differenzierten Fundus Filme zu bergen, wiederzuentdecken und sie gleichsam einem neuen Leben zuzuführen.

Auch in diesem Jahr hatten wir zwei solcher Anlässe, die es uns ermöglichten, Schneisen in unseren Bestand von rund 12.000 Titeln zu schlagen und uns auf Dinge zu konzentrieren, die uns wichtig sind. So freuen wir uns, dass wir zum 60. Geburtstag des DEFA-Trickfilmstudios nicht nur die geplanten sechzig, sondern mithilfe zahlreicher Sponsoren sogar 61 Animationsfilme digitalisieren und neu für die Kinos zur Verfügung stellen konnten. Einige von ihnen liefen, wenn auch zu nachtschlafender Stunde, im Fernsehen, mit dennoch erstaunlichen Einschaltquoten und Abrufen aus der Mediathek. Gemeinsam mit unserem Partner Icestorm, dem ich an dieser Stelle ausdrücklich danken möchte, brachten wir eine Doppel-DVD mit neu digitalisierten Trickfilmen sowohl für Kinder als auch für Erwachsene heraus: ein wunderbarer Ausflug in die Zeit, in der Trick noch ganz und gar per Hand realisiert wurde.

Ebenfalls bei Icestorm erschien gerade die große Box mit zehn Filmen, die vor genau fünfzig Jahren, nach dem 11. Plenum des Zentralkomitees der SED im Dezember 1965 verboten wurden. Dieses Jubiläum eines einzigartigen kulturpolitischen Kahlschlags nehmen wir auch zum Anlass, um noch einmal in Buchform an die inkriminierten Filme zu erinnern: „Verbotene Utopie“, so heißt der über 500 Seiten starke Band, der Analysen, bisher nicht veröffentlichte

Originaldokumente und Chroniken zu jedem einzelnen der Verbotsfilme enthält – und noch einmal das ganze Ausmaß dieses brachialen politischen Eingriffs deutlich macht. Erinnern wir uns, was einer der kulturpolitischen Hardliner von damals, dessen Name vom Winde verweht ist, 1966 im DEFA-Studio für Spielfilme postulierte: „Wer die Hand gegen die Arbeiterklasse erhebt, dem wird sie abgehauen...“ Dabei wusste dieser Mann ganz genau, dass die Filmemacher ihre Hand keineswegs gegen die Arbeiterklasse erhoben, wie wären sie auch dazu gekommen, sie waren ja oft selbst Kinder von Arbeitern oder hatten vor ihrem Studium eine Lehre absolviert. Was die Filme wollten, war vielmehr eine andere Form der Demokratie, jenen Sozialismus mit menschlichem Antlitz, mit Ehrlichkeit und Zivilcourage und Freundlichkeit im Umgang miteinander. Nein, die Besten dieser Filme sind nicht nur Zeitzeugnisse eines untergegangenen Landes, sondern Gleichnisse, die uns heute noch ganz ähnlich betreffen wie sie die Zuschauer damals betroffen hätten.

In unserem Buch und während unseres Symposiums zum 11. Plenum, das wir am 10. Dezember im Deutschen Historischen Museum veranstalten, wird es noch einmal, vorwiegend, um Politik gehen. Aber 25 Jahre nach dem Ende der DDR muss über politische Zusammenhänge hinaus endlich auch mehr, viel mehr über jene ästhetischen Angebote gesprochen werden, die von der DEFA ausgingen. Die dogmatische Fraktion der damaligen Staatspartei verbot ja nicht nur politisch unbequeme Gedanken, sondern zugleich auch Ansätze einer neuen, modernen Ästhetik. Zum Beispiel den Versuch, das Leben in seinem Fluss so authentisch wie irgend möglich zu erfassen, ohne strenge und auf Affirmation zielende dramaturgische Struktur, vielmehr als freies Spiel von Kamera, Darstellern, Montage. Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich mit Roland Gräf hatte, der 1966 als Kameramann von Jürgen Böttchers „Jahrgang 45“ von der Verbotschwelle betroffen war. Natürlich, so sagt er, waren wir

traurig, dass unser Film nicht in die Kinos kam, aber zugleich wusste ich, welche Bilder zu machen ich mit der Kamera imstande bin. Er hatte sich ausprobiert. Er hatte entdeckt, welche Phantasie, welche Kraft, welcher Formwille in ihm steckt. Insofern war „Jahrgang 45“ schon damals nicht vergebens, sondern ein wesentlicher und notwendiger Schritt auf die nächsten Filme hin.

Wir wollen ja kein falsches Bild vermitteln. Die DEFA endete bekanntlich nicht mit dem 11. Plenum. Der kulturpolitische Kahlschlag war schlimm, aber er war mitnichten der Abbruch von allem. Schon zwei Jahre später gingen Konrad Wolfs „Ich war neunzehn“, Egon Günthers „Abschied“ und Heiner Carows „Die Russen kommen“ ins Atelier. Drei groß gedachte und gemachte Filme. Jeder für sich ein neuer Anfang, wenn auch wiederum mit verstörenden Folgen. Und in den frühen siebziger Jahren gab es mit der neuen Regiegeneration, die sich vor allem für ein genaues Bild des Alltags interessierte, auch einen neuen Ansatz des wahrhaftigen filmischen Erzählens über die Gegenwart. Die DEFA-Stiftung versucht, auch diese Filme neu ins Gespräch zu bringen. Nach der DVD-Edition nahezu aller Regiearbeiten von Roland Gräf und Volker Koepp 2014 sowie Siegfried Kühn 2015 stehen für die kommenden Jahre unter anderem größere Editionen zum Oeuvre von Jürgen Böttcher, Iris Gusner, Herrmann Zschoche, Lothar Warneke, Helmut Dziuba, Helke Misselwitz, Peter Voigt und Ralf Kirsten auf unserer Agenda. Wer es möchte, kann am Ende dieses Jahrzehnts über eine Bibliothek des künstlerisch anspruchsvollen DEFA-Films von den Anfängen bis in die frühen 90er-Jahre verfügen. So ist unser Plan. Wenn ich von den Anfragen ausgehe, die bei uns gestellt werden, bleibt das Interesse an der DEFA groß und wach.

Möglich ist die kulturpolitische und kommerzielle Arbeit mit unserem Filmerbe nur durch die Hilfe und Unterstützung vieler. Ich muss und möchte an erster Stelle das Team der DEFA-Stiftung nennen, rund zehn Mitarbeiter, die sich

engagiert, kenntnisreich und mit nicht nachlassendem Elan um das filmische Erbe der DEFA kümmern. Ich nenne unseren Verleihpartner, die Stiftung Deutsche Kinemathek, die unter anderem mit klug kuratierten Filmreihen DEFA-Filme auch an ein neues Publikum in den alten Bundesländern bringt. 2016 wird es eine Reihe zu Regisseurinnen und ihren Filmen geben, genannt „Ich“. Ganz besonders freuen wir uns auf die von der Kinemathek veranstaltete Retrospektive zur Berlinale im kommenden Februar. Dort wird das Kinojahr 1966 im Fokus stehen, ost- und westdeutsche Filme im Zusammenspiel, auf Augenhöhe, ein spannendes Unterfangen. Dass diese Retrospektive anschließend auch im Museum of Modern Art in New York zu sehen sein wird, erfüllt uns mit Stolz.

Den 70. Jahrestag der DEFA-Gründung nehmen wir zum Anlass, kleinere und größere Reihen mit DEFA-Filmen auch auf den Festivals in Locarno, Stuttgart, Schwerin, Graz, Dresden, Wiesbaden, bei Achtung Berlin und anderswo zu zeigen. Dass wir diese Festivals, aber vor allem auch die Kinos mit modernen digitalen Kopien versorgen können, verdanken wir Förderern wie der Beauftragten für Kultur und Medien bei der Bundesregierung, der Filmförderanstalt, der Bundeskulturstiftung sowie Förderern aus verschiedenen Bundesländern: Sachsen, Berlin, Thüringen, Mecklenburg-Vorpommern. Unser Dank gilt den Dienstleistern, die sich akribisch um der Digitalisierung und bisweilen auch Restaurierung unserer Filme kümmern. Wer die digitalisierte Fassung von „Jahrgang 45“ bei den diesjährigen Berlinale-Classics erleben durfte, und es war wirklich ein Erlebnis, der wird wissen, wovon ich rede. Dank an Progress für die langjährige Zusammenarbeit. Dank an den Bertz + Fischer Verlag, mit dem wir anspruchsvolle Bucheditionen realisieren, im kommenden Jahr zum Beispiel zum Lebenswerk von Rainer Simon, zur jüdischen Thematik im DEFA-Film oder zur Filmplakatkunst der DDR. Nicht zuletzt gebührt Dank

jenen vielen Partnern, Kollegen und freien Mitarbeitern, ohne die wir unser Programm nicht erfüllen könnten und die hier, aus Zeitgründen, ungenannt bleiben müssen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Vor mehr als zwanzig Jahren, ich arbeitete gerade an dem Buch „Das zweite Leben der Filmstadt Babelsberg“, traf ich mich mit dem Regisseur Frank Vogel. Wir haben ihm so spannende und merkwürdige, des Merkens würdige Filme wie „Und deine Liebe auch“, „Denk bloß nicht, ich heule“ oder „Das siebente Jahr“ zu verdanken. Unser Gespräch, auf zwei Stunden angesetzt, dauerte fünf, und am Ende entließ er mich mit einem Satz, der Wunsch und Verpflichtung zugleich war. Dieser Satz lautete: „Und vergessen Sie nie: Clio ist eine Muse“. Ja, Clio, die Göttin der Geschichtsschreibung, verlangt nicht unbedingt nur nach trockenen Daten und Fakten. Clio verlangt nach Geist, Witz, Phantasie. Lassen Sie uns also, gerade auch in aufregenden Zeiten, die DEFA-Filme mit Geist und neuen Ideen an die Leute bringen. Suchen wir Verbündete mit gleichen Intentionen. Im In- und im Ausland, auf Festivals, in den Fernsehredaktionen und im Kinoalltag. Versuchen wir, die Entdeckerfreude, die wir selbst bei der Begegnung mit unseren Filmklassikern empfinden, ans Publikum weiterzugeben. Nichts leichter als das. Nichts schwerer als das. Es soll unsere Aufgabe sein. Dafür will die DEFA-Stiftung eintreten.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.